

## **Grußworte zum Fachtag „Mannomann – Männer und Sucht“ am 01.07.2015**

Sehr geehrte Damen und Herren,  
sehr geehrte Frau Köhler-Azara, sehr geehrte Frau Drees, sehr geehrter Herr Leune,

„Mannomann – Männer und Sucht“, so lautet der Titel der heutigen Veranstaltung und ich freue mich sehr, dass ich Sie hier im Roten Rathaus so zahlreich begrüßen darf.

Seit den 80er Jahren spielt das Thema Geschlechtsspezifisch im Hinblick auf Frauensuchtarbeit eine wichtige Rolle. Die Auseinandersetzung mit frauenspezifischen Themen mündete in die Gründung und Etablierung von Einrichtungen, die sich an den Bedürfnissen von Frauen orientierten. In Berlin gibt es z. B. mit FrauSuchtZukunft einen Träger, der Angebote ausschließlich für Frauen vorhält, zusätzlich gibt es in vielen gemischtgeschlechtlichen Einrichtungen Gruppenangebote für Frauen.

Die Notwendigkeit, frauenspezifische Angebote vorzuhalten, wird – so ist mein Eindruck – grundsätzlich nicht mehr in Frage gestellt. Die Diskussionen drehen sich zumeist eher darum, wie und in welchem Umfang diese Angebote für suchtkranke Frauen zur Verfügung stehen sollen.

Männerspezifische Ansätze in der Suchthilfe hingegen sind eher selten, männerspezifische Einrichtungen die Ausnahme. Das Eingehen auf den Genderaspekt wird häufig immer noch mit frauenspezifischer Suchtarbeit gleichgesetzt, oder hängt vom persönlichen Engagement einzelner Mitarbeiter\_innen in gemischtgeschlechtlichen Suchthilfeeinrichtungen ab.

Dabei belegen neuere Untersuchungen eindeutig den Zusammenhang zwischen den verinnerlichten männlichen Normen und riskanten gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen, wozu in besonderem Maße auch der Suchtmittelkonsum gehört.

Im Aktionsplan Drogen und Sucht der Bundesregierung aus dem Jahr 2003 wird erstmals formuliert, dass Gender Mainstreaming als Standard in der Sucht- und Drogenpolitik umgesetzt werden soll. Der Leitgedanke dahinter war, dass politisches Handeln sich unterschiedlich auf Männer und Frauen auswirkt.

Gender Mainstreaming bedeutet, bereits bei der Planung von Maßnahmen danach zu fragen, wie sie sich auf Männer und Frauen auswirken, ob sie die unterschiedlichen Bedarfe und Bedürfnisse beider Geschlechter berücksichtigen und letztlich, ob sie zur Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit beitragen.

Die Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Suchthilfe geht alle an. Sie ist Aufgabe sowohl der Entscheidungstragenden, der Leitungsverantwortlichen als auch

der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in allen Bereichen des Suchthilfesystems (Forschung, Beratung, Betreuung, Rehabilitation, Nachsorge, Selbsthilfe, Politik). Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass Gender-Debatten oft ideologisch geführt werden, dass eine gewisse „Augenroll-Symptomatik“ beobachtet werden kann, oder in entsprechenden Diskussionen plötzlich sehr emotional argumentiert wird.

Gerade das ideologische Moment verhindert den Blick darauf, worum es eigentlich geht: nämlich darum, zu verstehen, dass Männer und Frauen in unterschiedlichen Lebensrealitäten aufwachsen, anderen Anforderungen gegenüberstehen, sich mit anderen Problemen und Lebensbedingungen konfrontiert sehen und andere Bewältigungsstrategien wählen.

Für die erfolgreiche Beratung, Behandlung oder Betreuung suchtkranker Frauen und Männer ist es aus meiner Sicht unerlässlich, die jeweiligen geschlechtstypischen Lebenszusammenhänge und Erfahrungshorizonte in der praktischen Arbeit zu berücksichtigen und Hilfestellungen oder Maßnahmen darauf auszurichten. Diesen Fachtag heute verstehe ich als wichtigen Impuls, eine tiefere Auseinandersetzung mit den spezifischen Bedarfen und Bedürfnissen suchtkranker Männer in Gang zu bringen.

In Tempelhof-Schöneberg sind wir in der glücklichen Lage, uns stärker als bisher mit diesen Fragestellungen beschäftigen zu können.

Der Bezirk fördert seit vielen Jahren eine Frauensuchtberatungsstelle FAM/FrauSuchtZukunft und eine gemischtgeschlechtliche Alkohol – und Medikamentenberatungsstelle, Notdienst Berlin e.V., die einen Schwerpunkt auf Männersuchtarbeit gelegt hat.

Diese besondere Konstellation hat uns als Bezirk auf die Idee gebracht, an einem von der Senatsverwaltung für Finanzen und von der Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen ausgelobten Wettbewerb teilzunehmen, der sich um Gender Budgeting Verfahren in der öffentlichen Verwaltung dreht.

Wir haben gemeinsam mit den beiden Beratungsstellen ein Fortbildungsprogramm mit Workshop-Charakter entwickelt, das den bezirklichen Suchthilfeeinrichtungen die Möglichkeit bieten sollte, sich einerseits Wissen zu Geschlechtsspezifik und Genderaspekten anzueignen und andererseits aber auch eine tiefere Auseinandersetzung zu führen.

Ziel ist es, zusammen mit den teilnehmenden Mitarbeiter\_innen und Leitungen auf die jeweilige Einrichtung zugeschnittene gendergerechte Maßnahmen und Angebote zu erarbeiten, die in die Praxis umgesetzt werden können. Die Idee dahinter ist, dass die gendergerechte Ausgestaltung der Beratungs- und Behandlungsangebote mittel- bis langfristig eine erhebliche Qualitätsverbesserung für die Nutzer\_innen, aber auch für die Einrichtungen bringen wird.

Für das eingereichte Konzept sind wir mit 30.000 € prämiert worden. Dieses Geld fließt nun in die Qualifizierung der bezirklichen Suchthilfeträger. Mittlerweile haben schon einige Einrichtungen am Workshop teilgenommen und durchweg gute Rückmeldungen gegeben. Wir sind bei uns im Bezirk also auf einem guten Weg, den Gender – Qualitätsstandard mit Leben zu füllen.

Das Projekt ist übrigens zur Nachahmung empfohlen ☺

Im Zuge dieses Prozesses haben wir aber auch schon bemerkt, dass Einrichtungen, die sich mit Gender-Fragestellungen befassen, an ihre Grenzen stoßen, wenn es zum Beispiel sinnvoll erscheint, männerspezifische Gruppen einzurichten. Dies hängt

vor allen Dingen damit zusammen, dass es zu wenig männliche Beschäftigte in den Suchthilfeeinrichtungen gibt.

Hier spiegelt sich die gesellschaftliche Realität wieder, denn immer noch interessieren sich zu wenige Männer für das Berufsfeld der sozialen oder pädagogischen Arbeit. Der Anteil der männlichen Studierenden der Fachrichtung Soziale Arbeit liegt seit Jahren bei ca. 25 Prozent.

Es liegt auf der Hand, dass mehr Männer motiviert werden müssten, soziale Berufe zu ergreifen.

Gelingt das, erhalten Jungen bzw. Männer und Mädchen bzw. Frauen die Chance, unterschiedliche „Männlichkeiten“ kennen zu lernen. Sie lernen, dass soziale oder pädagogische Tätigkeiten auch „Männerarbeit“ sein können.

Dies wäre eine gute Voraussetzung, um die Vorstellungen von klassischen Frauenberufen bzw. Männerberufen aufzuweichen oder gar abzubauen.

Ich merke, dass ich an dieser Stelle mehr Fragen als Antworten finde.

Wie lässt sich die Situation verbessern? Wie können mehr Männer motiviert werden, soziale oder pädagogische Berufe zu ergreifen?

Wie kann man in der öffentlichen Diskussion darüber dafür sorgen, dass die Forderung nach „mehr Männern“ nicht als Diskreditierung der von Frauen geleisteten sozialen Arbeit verstanden wird?

Von den männlichen Kollegen in der Praxis wird häufig erwartet, dass sie disziplinierend eingreifen, die schwierigen Klienten betreuen und sich mit ihrem physischen Auftreten durchsetzen. Diese Erwartungen bestärken unter Umständen die vorhandenen traditionellen Männlichkeitskonzepte und -normen. Wie können solche Muster aufgebrochen werden?

Eine differenzierte und kritische Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung scheint mir sehr wichtig, um nicht erneut überholte Bilder und Sichtweisen auf Frauen und Männer zu reproduzieren.

Ich kann mir vorstellen, dass sich die Vorträge und die Workshops auch mit diesen oder ähnlichen Fragestellungen beschäftigen werden. Auf die Ergebnisse und Antworten bin ich schon sehr gespannt.

Ich wünsche Ihnen einen anregenden und ergebnisreichen Fachtag.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Dr. Sibyll Klotz